



Ernst Engelberg

BISMARCK

Sturm über Europa Biographie

Siedler

Ernst Engelberg

BISMARCK

STURM ÜBER EUROPA

herausgegeben und bearbeitet
von Achim Engelberg

Siedler

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2014 by Siedler Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg

Lektorat und Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Karten: Peter Palm, Berlin

ISBN 978-3-641-12371-0

V002

www.siedler-verlag.de

INHALT

KAPITEL 1

Bismarcks Werden und Suchen

Kindheit auf dem Lande und Schuljahre in der Residenz

Bismarcks Universitäts- und Referendarzeit

Ausbrechen aus der Enge

Aufs pommersche Land. Beruf ohne Berufung

Der Pietistenkreis in Pommern

KAPITEL 2

Im Kampf gegen die Revolution

Vom Gutsherrn zum Politiker

Vermählung und erster Kampf im Landtag

Vor und nach dem März 1848

Für Wiedererstarken der Kronegewalt und ihrer Armee, gegen liberale

Mitregierung und demokratische Volksbewegung

Das Olmütz-Erlebnis: Vom preußischen Unionsversuch zum
österreichisch-russischen Diktat

KAPITEL 3

Auf politischem Vorposten: Vor und nach dem Krimkrieg

Endlich auf ureigener Berufsbahn

Erste Aktivitäten im Bundestag

Krisenbedrohter Konservatismus und Bismarcks taktische Überlegungen

Krimkriegserfahrungen

Bruch mit der Kamarilla

Grundzüge in Bismarcks Denken und Handeln

KAPITEL 4

Der Staatskrise entgegen: Als Gesandter in Reservestellung

Der preußische Gesandte in Petersburg und der oberitalienische Krieg

Kontakte zu Männern des Nationalvereins
Rückkehr nach Petersburg. Erregendes Italien
Über den »Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten«
Um die Heeresvorlage. Bismarck fürs Kommende gerüstet

KAPITEL 5

Der Konfliktminister

Preußischer Verfassungskonflikt und bundespolitischer Zwist
Die polnische Frage. Krieg um Schleswig-Holstein. Beginn der liberalen
Wende

KAPITEL 6

Im Vorfeld der Revolution von oben

Auseinandersetzungen in und mit den Parteien
Bismarcks Freiheit in der Gebundenheit
Das österreichische Lager in der Defensive
Die Volksbewegung: Preußen am Vorabend des Krieges

KAPITEL 7

Die Hegemonie Preußens

Die Revolution in Kriegsform
Wandlungen im Innern

KAPITEL 8

Die Begründung des Norddeutschen Bundes

Die Arbeit an der Verfassung. Der konstituierende Reichstag
Die Luxemburger Krise. Die Militärpolitik

KAPITEL 9

Der wirtschaftliche Fortschritt und die politischen Gegenströmungen

Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes. Das Zollparlament
Die Partikularisten
Die sozialistische Linke
Die Zerreißprobe

KAPITEL 10

Der Krieg und die Reichsgründung

Vom Beginn des Krieges bis zum Ende der Herrschaft Napoleons

Der französische Widerstand gegen die Annexionen

Bismarcks Streit mit dem Generalstab. Der Waffenstillstand und der Vorfriede

Die Gründung des preußisch-deutschen Reiches

KAPITEL 11

Epochenwechsel

Friedensschlüsse und Pariser Kommune

Bismarck zu Hause

Des Kanzlers Macht und ihre Grenzen

Im Gründerrausch zur wirtschaftlichen Großmacht

Orientierung im europäischen Kräftefeld

KAPITEL 12

Staat und Kirche. Das disharmonische Zusammenspiel mit dem Liberalismus

Die Entstehung des Konflikts

Die Konfliktzeit

KAPITEL 13

Mannigfache Krisen

Der Gründerkrach

Die Militärfrage. Um ein Übereinkommen mit den Liberalen

Das prekäre Dreikaiserverhältnis

Kriegsgelärm und Bündnisängste im Frühjahr 1875

Lassalleaner und Marx-Anhänger vereint gegen Bismarck

KAPITEL 14

Kriegswolken aus dem Orient. Spannungen im Innern

Der aufständische Balkan und die drei Kaisermächte

Der Russisch-Türkische Krieg und die Großmächte

Schritte und Wege zur innen- und wirtschaftspolitischen Wende
Der Berliner Kongress und das deutsch-österreichische Bündnis

KAPITEL 15

Der Umschwung in der Innen- und Wirtschaftspolitik

Sozialistengesetz und Schutzzollgesetze

Bismarcks Kampf mit dem Parlament. Eine innenpolitische Niederlage

KAPITEL 16

Die Sicherheits- und Kolonialpolitik (1881–1885)

Außenpolitische Erfolge. Auf dem Höhepunkt

Erschütterungen in der Familie

Beginn der kolonialen Expansion

KAPITEL 17

Die Sozialversicherung. Veränderungen in den Parteien

Die Versicherungsgesetze – Bismarcks Lockungen

Neue Parteienkonstellationen

Immer wieder Streit mit dem Reichstag. Um den Arbeiterschutz

Die neue Industrielwelt: Unternehmer und Erfinder

KAPITEL 18

Die Krise der Innen- und Außenpolitik

Soziale Nöte und politische Repressionen

Polenpolitik und Rückzug aus dem Kulturkampf

Die bulgarische Krise im internationalen Spannungsfeld und der Zerfall des Dreikaiserbündnisses (1885/86)

Das Heer im politischen Kräftespiel. Der Kartellreichstag

Der Rückversicherungsvertrag. Gegen Präventivkrieg und Revolutionsgefahr

KAPITEL 19

Bismarcks Herrschaft im Niedergang

Der Kanzler im Dreikaiserjahr

Schriftsteller in Opposition. Arbeiterbewegung im Erstarben
Um die außenpolitische Perspektive
Zerfall und Verlust der Macht

KAPITEL 20

Rastlos im Ruhestand

Vom Regieren zum Frondieren

Gäste, Gespräche, Gewohnheiten

Veränderungen in Ökonomie und Politik

Die französisch-russische Entente. Fragen der Abrüstung

Warnungen und Spannungen. Die Reise nach Wien

KAPITEL 21

Ein Leben erlischt – ein Zeitalter geht zu Ende

Abschiednehmen

Vertanes Erbe

Nachwort des Herausgebers

Personenregister

KAPITEL 1

Bismarcks Werden und Suchen

Kindheit auf dem Lande und Schuljahre in der Residenz

Lange und sehr verschiedenartige Traditionen waren es, mit denen sich der am 1. April 1815 als viertes Kind des Gutsbesitzers Ferdinand von Bismarck und seiner Frau Wilhelmine (geb. Mencken) in Schönhausen bei der Elbe geborene Otto von Bismarck auf seinem Lebensweg auseinanderzusetzen hatte: Er war väterlicherseits Sprössling eines alteingesessenen Adelsgeschlechts der Altmark, mütterlicherseits Abkomme einer Familie von Gelehrten und hohen Beamten. Gleichzeitig ward Otto von Bismarck an der Wende eines Zeitabschnitts geboren: Die napoleonischen Erschütterungen und Kriege gingen zu Ende; sein Geburtstag fiel in jene hundert Tage, da Napoleon, der Insel Elba entflohen und nach Paris zurückgekehrt, noch einmal versuchte, seine Herrschaft Frankreich und Europa aufzuzwingen. Der diktatorische Erbe der großen Französischen Revolution und Herrscher über die deutsche Nation scheiterte endgültig just im Frühsommer 1815, da Otto von Bismarck, der spätere königlich-preußische Testamentsvollstrecker der Revolution von 1848 und ihrer nationaldeutschen Forderungen, die ersten Lebenswochen verbrachte.

Im Geburtsjahr des preußischen Junkerssohns war das europäische Staatensystem entsprechend der Veränderung in den Kräfteverhältnissen zwischen den Klassen und Staaten neu zu gestalten. Das war die Aufgabe des vom September 1814 bis Juni 1815 tagenden Wiener Kongresses.

Zur territorialen und politischen Neuregelung in Europa gehörte auch die innerhalb Deutschlands.

England war der Hauptsieger in dem Jahrhundertkampf, der 1688 nach der Glorious Revolution begonnen, 1763 die Hegemonie der Bourbonen überwunden und mit der Niederwerfung Napoleons geendet hatte. England stärkte seine Stellung als erste Industrie- und Kolonialmacht Europas. Österreich zog sich vom Rhein zurück, nicht allein durch die Preisgabe Belgiens, sondern auch des Breisgaus, und baute dafür in Venetien seine italienische Stellung aus; Österreich wurde stärker als vorher eine Süd-, Ost-

und Donaumacht, ohne auf hegemoniale Aspirationen in Deutschland zu verzichten. Russland rückte durch die Annexion von Zentralpolen weiter nach Westen vor. Frankreich, wo das bourbonische Königtum wieder eingesetzt wurde, verlor nur Savoyen und Nizza, behielt jedoch Elsass und Lothringen. Preußen schließlich konnte sich zwar halb Sachsen, die Rheinprovinz und Westfalen einverleiben, aber sein Territorium blieb nach wie vor unzusammenhängend, durch Hannover und Hessen-Kassel getrennt.

In der Reichsgründungszeit hatte sich Otto von Bismarck nahezu mit all diesen territorialen Regelungen, die in seinem Geburtsjahr getroffen wurden, direkt oder indirekt auseinandersetzen, erst recht mit dem in Wien abgeschlossenen Bundesvertrag. Dieser war eine einzige Desavouierung aller nationalen Hoffnungen, da er weder eine Bundesregierung noch ein Bundesparlament brachte.

Das zentrale Organ des Bundes mit dem schönfärberischen Namen Bundestag und dem Sitz in Frankfurt am Main war eine Konferenz von Gesandten, die an die Instruktionen ihrer Regierungen gebunden waren. Die Souveränität der deutschen Fürsten, Ergebnis eines halben Jahrtausends deutscher Geschichte, war geblieben.

Auf der Protagonistenebene des Wiener Kongresses waren die nationalpolitischen Gegensätze in Freiherrn vom Stein und Staatskanzler Metternich personifiziert. Metternich siegte über Stein, weil er sich sowohl auf die partikularistische Niedertracht ehemaliger Rheinbundstaaten wie Bayern und Württemberg, der stabilsten Hinterlassenschaften Napoleons auf deutschem Boden, als auch auf das Interesse der Großmächte an einem schwachen Deutschland verlassen konnte.

War Metternich der Planer und Gründer des antinationalen Fürstenbundes, genannt Deutscher Bund, so machte sich Zar Alexander daran, politisch das Zusammenwirken der Monarchien, insbesondere Mittel- und Osteuropas, zu fördern und diese ideologisch vom aufgeklärten Absolutismus mit seiner auch für die Monarchen gültigen Vertragslehre abzubringen. Stattdessen wollte er die Lehre vom Gottesgnadentum und von der Legitimität neu beleben und begründen. Diese Prinzipien der zaristisch inspirierten Heiligen Allianz sollten die Monarchien gegen das bürgerliche Streben nach konstitutionellen Verfassungen und nationaler Staatenbildung geistig besser rüsten, als dies nach Meinung der Neo-Konservativen die

Anpassung ans Aufklärerische vermochte. Die Heilige Allianz, deren Kern der russische Zar, der habsburgische Kaiser und der preußische König bildeten, schien fähig zu sein, Geist und Macht der kommenden Jahrzehnte zu bestimmen. Tatsächlich vermochte sie es aber nicht, trotz der Karlsbader Beschlüsse mit ihrer Vorzensur, dem Verbot der Burschenschaften, der Entlassung unliebsamer Lehrkräfte wie etwa Ernst Moritz Arndt und der Überwachung der Universitäten. So wie in dem antinapoleonischen Unabhängigkeitskrieg Reaktionäres mit dem Streben nach preußisch-deutscher Regeneration zusammenwirkten, so war der Rückschritt der von der Heiligen Allianz geprägten Restaurationsperiode gepaart mit dem Fortschritt, der sich ökonomisch-sozial, geistig und politisch auf die bürgerliche Nation hinbewegte.

Um in der revolutionär aufgewühlten Epoche, in die er hineinwuchs, eine Rolle spielen zu können, musste Otto von Bismarck sich zunächst und vornehmlich mit seiner eigenen Zeit auseinandersetzen; dennoch stellt sich auch die Frage nach den familiär überkommenen Traditionen, die er aufzunehmen, produktiv zu verarbeiten oder zu überwinden hatte. Die Hinterlassenschaften in Gestalt von Gutshäusern, Möbeln, Ahnenbildern und Grabsteinen, Dorfkirchen unter gutsherrlichem Patronat, Urkunden und schriftlichen Zeugnissen aller Art vermittelten die feudalen Ursprünge in Fülle. Mündliche Überlieferung mit ihrer merkwürdigen Mischung von Legendärem und Authentischem spielte in der Vorstellung der Adligen über Wert und Abfolge ihres Geschlechts eine große Rolle. Darüber hinaus nahm das Bewusstsein von Gesellschaft und Adel im Laufe des 19. Jahrhunderts ideologisch bestimmtere Konturen an und trug so zur schärferen Herausbildung des aristokratischen Standesbewusstseins bei.

Die Kinder aus der Ehe Ferdinand von Bismarcks mit Wilhelmine Mencken gehörten zu jenen Schichten, die die gesellschaftlichen und politischen Hauptstützen des altpreußischen Staates bildeten: Es waren die in ihren Gutsbezirken über die Bauern herrschenden Junker und die auf das Königtum unmittelbar eingeschworenen Offiziere und Beamten; zwar fehlten Pastoren in der väterlichen und mütterlichen Geschlechterfolge, aber nicht Domherren und Senioren von Domkapiteln. Während die Geschichte der Menckens nur bis in das 17. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist, kann man das Wirken der Bismarcks bereits im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts nachweisen.

Wenn jede Gegenwart zugleich das Vergangene in sich aufbewahrt, zuweilen mit sich herumschleppt, so war die Problematik der mit Bismarck verbundenen Reichsgründungszeit in besonderem Maße durch die der vorangegangenen Jahrhunderte mitbestimmt, vor allem durch die vom Ausland her begünstigte Verfestigung der mit Glaubensspaltung gepaarten Kleinstaaterei. Wer in der Zeit des nationalstaatlichen Umbruchs Politik betreiben, ja nur mitreden wollte, hatte mit den überkommenen Beziehungen von Adel, Bauern, Städtebürgern und Landesfürsten untereinander, aber auch zu den europäischen Staaten und Völkern zu tun; nicht allein die Gegenwart, sondern auch eine lange Vergangenheit waren dazu angetan, dem handelnden Individuum sowohl subjektive Bindungen als auch objektive Zwänge aufzuerlegen. Erst die Zusammenhänge von Vergangenen und Gegenwärtigem schaffen das jeweilige historische Milieu einer Nation und Region und sind mitbestimmend für die sozialen Beziehungen eines Individuums.

Für Bismarck war sein Geburtsjahr in doppeltem Sinne von gesellschaftlichem Gewicht: Einmal hat ihn jener in der Kindheit und Jugend vermittelte Erlebnisbereich der unmittelbaren Vergangenheit in hohem Maße geprägt, zum anderen wurde damals gesellschaftlich und staatlich der Rahmen und Inhalt für das geschaffen, was er in der Zukunft zu bewältigen hatte. Es konnte kaum anders sein, als dass der heranwachsende Knabe gleichsam Stück für Stück und mit den Jahren immer eindringlicher von all dem erfuhr, was Eltern, Verwandte, Freunde und Lehrer von ihrem Stand und Standort aus erlebt und verarbeitet hatten: Vom Vorfeld der großen Französischen Revolution bis zum Interventionskrieg der alten Mächte; vom Sonderfrieden Preußens 1795 bis zum Zusammenbruch der vom Alten Fritz überkommenen Armee 1806; von den Bedrückungen der Fremdherrschaft bis zu den Taten und Opfern des Befreiungskrieges, aber auch von dem wenig heldenhaften Hin und Her des diplomatischen Spiels um die Siegesfrüchte Preußens.

Über die Grenzziehungen und Annexionen der großen und kleinen Länder Europas werden sich die Gemüter in der Familie Bismarck kaum erhitzt haben, nicht einmal über die Bildung des Deutschen Bundes, der nur ein loser, die Souveränität der deutschen Fürsten wahrender Staatenbund wurde. Interesse dürfte schon eher die Frage gefunden haben, ob Sachsen ganz oder teilweise von Preußen annektiert wird. Immerhin war seit dem

November 1814 als Nachfolger des russischen Obersten Prendel Generalleutnant Friedrich von Bismarck, also »Onkel Fritz«, Stadtkommandant von Leipzig. Dort muss,te er mit dem der Familie wohlbekannten Sächsischen Kammerrat und Großbankier Frege zu tun haben, der als Mitglied des Rats der Stadt seit der Völkerschlacht verantwortlich für die Leipziger Lazarette war. Diese Beziehungen mögen erklären, warum Frege einer der Paten Otto von Bismarcks war, wenn auch im Taufregister der Schönhausener Dorf- und Herrschaftskirche vom 15. Mai als abwesend notiert. Es will so scheinen, als ob bereits an der Wiege Otto von Bismarcks die Diplomatie eine Rolle spielte – eine Diplomatie, die die Widersprüche zwischen aristokratisch-patrizischer Solidarität und staatlicher Interessenlage mitunter auszugleichen hatte.

Was Otto von Bismarck von seinen Eltern und Ahnen an körperlich-nervlicher Konstitution und charakterlicher Wesensart geerbt haben mochte, verband sich organisch mit der von ihm gleichsam eingesogenen Lebensatmosphäre der ganzen Familie, mit ihren ökonomisch-politischen Interessen, individuell und sozial bestimmten Empfindungen, Denk- und Lebensgewohnheiten, ihren gesellschaftlichen Konnexionen und zeitgeschichtlichen Verstrickungen.

Während der ersten zwei Jahrzehnte seines Lebens hatte Otto von Bismarck zwar viel Berührung mit dem Land, aber wenig mit seinem Geburtsort. Bereits im Frühjahr 1816 übersiedelte sein Vater Ferdinand von Bismarck mit der Familie nach Pommern in das neuerworbene Gut Kniephof, ohne Schönhausen aufzugeben. Wie überall tat man sich schwer hinsichtlich der Umwandlung der Besitz- und Nutzungsrechte der Bauern und Kossäten an ihren Grundstücken in ihr volles Eigentum und Ablösung ihrer Frondienste und Natural- wie Geldabgaben. Das relativ weitgehende Agrar-Edikt von 1811 wurde nie und nirgends angewandt, ja vielfach – wie interne Berichte zugaben – nicht einmal veröffentlicht. 1815 formell suspendiert und durch die Deklaration von 1816 ersetzt, also durch ein ganz neues Gesetz, das die Möglichkeit einer Eigentumsverleihung gegen Landabgabe an die Gutsherren auf die spannfähigen Bauern einschränkte. Erst das Gesetz vom März 1850 erklärte alle Bauern für regulierungsfähig.

Den Schwierigkeiten der Regulierungen und Separationen konnte ein Gutsherr in einem vielgliedrigen Dorf kaum ausweichen, wie dies in einer kleinen Siedlung möglich war. Anders als Schönhausen bestand Kniephof

nur aus einem Herrensitz, dem Vorwerk und wenigen Feuerstellen. Das mag hinlänglich erklären, warum Ferdinand von Bismarck den pommerschen Besitz als Wohnsitz wählte und es seinem Inspektor Bellin überließ, mit den Bauern und ihren Streitereien an der altmärkischen Elbe fertig zu werden. Der neue Besitzer von Kniephof hatte das Gut von der Witwe seines Veters mit den benachbarten Gütern Jarchlin und Külz samt totem und lebendem Inventar zu äußerst günstigen Bedingungen erworben. Zum lebenden Inventar gehörten – wie der schriftliche »Vergleich« auswies – dreißig Kühe und ein Bulle. Es war dafür eine Entschädigung von 890 Reichstalern ausgesetzt; als Gegenleistung für die Güter stipulierte der »Vergleich«, der eben kein Kaufvertrag war, die Verpflichtung, dass »der Herr Rittmeister von Bismarck aber ohne Verrechnung das Agio für das Geld und die Pfandbriefe«, die als Hypothek auf den Gütern eingetragen waren, übernahm; desgleichen sollte er »die Kriegs-Schäden aus dem Jahre 1807 und die Meliorationen vergütigen«. Bemerkenswert ist noch, dass »als Beistand« dieses merkwürdigen Vergleichs Karl Wilhelm Zitelmann figurierte, ein Verwandter jenes gleichfalls aus Stettin stammenden Zitelmann, der in den 1850er Jahren Pressegehilfe und in den 1860er Jahren Chef des geheimen Nachrichtendienstes Otto von Bismarcks war. So gab es im vertraulichen Dunkel der Geschäfte eine gleichsam parallel laufende und zugleich aufsteigende Kontinuität von den Alten zu den Jungen. Vater Ferdinand jedenfalls, so simpel und phlegmatisch er sein mochte, bewies bei dieser Transaktion wie schon bei seiner Heirat zehn Jahre zuvor, dass er des Lebens günstige Gelegenheiten zu nutzen verstand; er konnte warten, bis die Umstände das Handeln erlaubten. Eine solche Eigenschaft sollte auch seinem Sprössling Otto später nicht fremd sein.

Die pommerschen Güter Külz, Jarchlin und Kniephof lagen im Abstand von etwa zehn Kilometern entlang einer Landstraße nordöstlich von Naugard. Im Eigentum ein und derselben Familie, wenn auch nicht immer der gleichen Familienmitglieder, unterstanden sie einer gemeinsamen Patrimonialgerichtsbarkeit und einem einzigen Kirchenpatronat, wobei die drei Güter in Jarchlin eingepfarrt waren, wo auch die alte, relativ kleine Kirche stand. Das nahe Naugard, Sitz des junkerlichen Landrats, des herrschaftlichen Justitiars und des ritterschaftlich beherrschten Kreistages, besaß nicht den patrizisch-bürgerlichen Charakter wie Tangermünde und

Stendal, sondern war von Institutionen der Junker und ihren gesellschaftlichen Vorstellungen beherrscht.

Wollte man von Naugard aus das Bismarcksche Kniephof besuchen, stieß man zunächst auf Külz, wo eine doppelreihig mit Eichen bepflanzte Allee den Blick auf das Gutshaus zugleich freigab und begrenzte. Nach Kniephof hin zweigte von der Hauptstrecke eine auch mit Eichen umsäumte Straße ab, die zu zwei Dritteln aus einem gepflasterten Teil bestand, zu einem Drittel aus einem ungepflasterten, gleichsam danebenliegenden Weg, der Pferdehufen angemessen war. Kniephof war kein Dorf; da gab es nicht wie in Schönhausen Bauernhäuser und eine Dorfstraße, die sich da und dort verzweigte, keine trutzig-ehrwürdige Dorfkirche. Das Gutshaus war der bestimmende und beherrschende Teil des Fleckens. Eingangssäulen kurz vor seinem Hauptgebäude bildeten, wie übrigens auch in Külz, das Wahrzeichen herrschaftlichen Besitzes. Dem durch die Eichenallee auf das Herrenhaus Zufahrenden boten sich rechts die Wirtschaftsgebäude und Wohnungen der Gutsleute dar, links erstreckte sich der feudale Park- und Waldbesitz.

Der Herrnsitz bestand aus einem Mittelbau von zwei Stockwerken und zwei einstöckigen Anbauten mit Dachstuben in den Seitengiebeln. Auf der Rückseite des Gutshauses befand sich eine Gartenstube mit Veranda. Im rechten Anbau wohnte die Dienerschaft in einfachen, geweißten Stuben. Der Hausflur war ziegelsteingepflastert, also weniger für den Empfang von Gästen vorgesehen, sondern zum Abstampfen von Acker-, Wald- und Stallstiefeln. Ausmaß und Einrichtung des Herrenhauses waren von solchem Zuschnitt, dass es niemandem in den Sinn kam, es als Schloss zu bezeichnen. Schon ein flüchtiger Vergleich lässt in Schönhausen das stattliche Dorf als relativ selbstständigen Teil erkennen, während in Kniephof alle Bauten dem Gut gehörten und auch räumlich dem junkerlichen Gutshaus zu- und untergeordnet waren. Das alles gibt eine ahnende Vorstellung vom pommerschen Patriarchalismus, von der materiellen Not und geistigen Erniedrigung des Hausgesindes und der Landarbeiter. Nur die fabrikähnliche Schnapsbrennerei – wie die meisten anderen Bauten ebenfalls rechtsseitig vor dem Gutshaus gelegen – wirkt etwas klotzig-befremdlich, als aufdringliches Zeichen willkommener Geldeinnahmen und zugleich als Einbruch des Kapitalismus in den patriarchalisch verbrämten Feudalismus.

Für den heranwachsenden Otto von Bismarck hingegen wurde Kniephof für einige Jahre zum Knabenparadies. Pommern war es, das seinen Erlebnisbereich nachhaltig prägte, weitaus mehr als die Altmark. Immer galt seine größere Liebe jenem Flecken Erde, auf dem er in früher Ungebundenheit umherstreifen konnte. Auch der zum Manne gewordene Bismarck liebte den waldigen, leicht hügeligen Bereich um Kniephof herum weitaus mehr als die Flussniederungen bei Schönhausen. Er mochte den schönen, in Wald übergehenden Kniephofer Park mit seinem in sanftem Bogen geschwungenen Weg, seinen Lichtungen, den Fischteichen und nicht zuletzt den alten Eichen. Alles bot zudem willkommene Gelegenheit zum Reiten und Jagen. Landschaft und Herrschaft waren hier in eins verwoben.

Ende 1821 nahte die Zeit, da der junge Otto die ländliche Idylle und häusliche Nestwärme mit der Erziehungsanstalt im fernen Berlin vertauschen musste. Der fast fünf Jahre ältere Bruder Bernhard war dort schon seit etwa einem Jahr in Vollpension untergebracht. Junkersöhne auf dem Lande einzuschulen konnte der Familie gar nicht in den Sinn kommen, dazu waren die dort vermittelten Kenntnisse zu dürftig. Außerdem sollte sich ein junger Herr mit den Dorfjungen und -mädchen nicht so gemein machen beim Herumstreifen in Wald, Flur und Stallungen; erst recht aber gehörte er nicht mit ihnen in denselben Schulraum. Und was für Räume waren das, gerade in Pommern, wo es oft genug ein zähes Gefeilsche gab, wer denn den Bau der Schulbauten zu finanzieren oder für deren Instandhaltung aufzukommen habe. Es gab noch in den 1840er Jahren Gutsbesitzer, die allen Ernstes erklärten, sie würden wegen der Besteuerung zu Schulkosten verschulden – worauf allerdings die Regierung antwortete, dass ihr bislang kein einziger derartiger Fall bekannt geworden sei. Ein entnervender Kleinkrieg war da selbst um die kleinsten Verbesserungen zu führen, etwa um das Ersetzen von Lehmböden durch Holzdielen in den Schulzimmern. Diese sollten nach dem Willen vieler Junker möglichst so geräumig sein, dass darin ein Lehrer »selbst 100 und mehr« Schüler unterrichten könne. Auf diese Weise sollte die »Unterhaltung mehrerer Schulklassen, und also mehrerer Schullehrer und deren Familien«, vermieden werden. Angesichts des pädagogischen Fortschritts und der Fülle des Unterrichtsstoffes erschien es den Bismarcks auch nicht mehr angängig, einen alles unterrichtenden Hauslehrer zu halten; vielmehr drängte die bildungsbeflissene Mutter Wilhelmine darauf, dass ihre Söhne in einer

renommierten Schule der Residenz untergebracht würden. Dort hatten die Bismarcks ohnehin eine Stadtwohnung, die sie nach alter Gewohnheit im Winter aufsuchten.

Es war bekannt, dass die Schüler in der Anstalt des Pädagogen Johann Ernst Plamann nach Methoden Pestalozzis, verbunden mit eifriger Pflege des Turnens und körperlicher Abhärtung, bis zur Tertia-Reife des Gymnasiums unterrichtet wurden. Zu der Zeit, da der junge Otto von Bismarck Schüler in der Plamannschen Lehranstalt wurde, waren ihre berühmtesten Lehrer dort schon nicht mehr tätig: Christian Wilhelm Harnisch leitete von 1822 an in Weißenfels jenes Lehrerseminar, das den Namen »Das Schulmeisterhauptquartier« bekam; der Mathematiker, Kartograph und Mitbegründer des deutschen Turnens, Karl Friedrich Friesen, war als ein Führer der Lützowschen Freischar im März 1814 gefallen; der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, als »Demagoge« verdächtigt und verhaftet, hatte eine Festungsstrafe abzusitzen. Nur Ernst Wilhelm Eiselen war noch als Mathematiker, Turn- und Fechtlehrer am Plamannschen Institut tätig, das er jedoch 1825 verließ, um eine eigene Turnanstalt, später auch für Mädchen, zu gründen.

In den Jahren unmittelbar nach dem Befreiungskrieg herrschte im Institut »ein Geist des frischesten Lebensmutes, der freudigsten Hoffnung, der hingebenden Vaterlandsliebe, der ungeheuchelten Gottesfurcht und Frömmigkeit und des wissenschaftlichen Lerneifers«, so schrieb der Nachfolger Friesens, Karl Friedrich von Klöden, in seinen Jugenderinnerungen. Doch je mehr die Reaktion in Staat und Gesellschaft an Boden gewann, desto mehr wurde bei Plamann Pestalozzis Methode, wahrscheinlich auch falsch verstanden, verselbstständigt und nicht mehr belebt durch die innere Begeisterung für menschlich-gesellschaftlichen Fortschritt und nationale Erneuerung. Gegen eine solche Erstarrung lehnten sich – allerdings vergeblich – die pädagogisch und wissenschaftlich ehrgeizigsten Lehrer auf.

Der alte Geist der Freudigkeit und des gegenseitigen Wohlwollens zwischen Lehrer und Direktor wie zwischen Lehrer und Schüler ging in den von Plamann immer unsachlicher geführten Auseinandersetzungen unter; an die Stelle der fast familiären Verbundenheit unter den Schülern trat eine rüde Art des Miteinanderumgehens, die als biedere Deuschtümelei hingenommen wurde. Wie die Methode des Unterrichts veräußerlichte sich

auch die Ordnung des Instituts. Was dem Unterricht dienen sollte, wurde ein selbstständiger Wert, treudeutsch und bieder. Überdies ängstigte sich Plamann, ob er seine Lehranstalt noch lange aufrechterhalten könne. Das war die Lage, als der junge Otto von Bismarck ihr anvertraut wurde.

Schon der Tagesplan und das Ordnungsgebaren der Erziehungsanstalt spiegeln in manchem den Geist der Verhärtung und Existenzangst wider: Punkt 6 Uhr war Wecken; das Frühstück bestand aus Milch und Brot; um 7 Uhr sollten die Schüler mit einer religiösen Erbauung und einer Ansprache des Direktors auf die Lehrstunden eingestimmt werden; um 10 Uhr folgten eine halbe Stunde Erholung und das zweite Frühstück, bestehend aus trockenem Brot; um 12 Uhr teilten die Frau Direktor Plamann und ihre Nichte jedem Lehrer und Schüler die ihnen zukommende Portion des Mittagessens selbst aus. Was der Reichsgründer Otto von Bismarck noch nach Jahrzehnten über das »künstliche Spartanertum« bei den Plamanns erzählte, ist so kräftig anschaulich und mit dem von anderen Mitgeteilten konform, dass man ihm glauben kann; immer habe es im Institut »elastisches Fleisch gegeben, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit nicht fertig werden. – Und Mohrrüben – roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke.« Das Abendbrot bestand in der Regel aus Warmbier oder belegten Butterbrot. Hungrig vom Schwimmunterricht, so erinnerten sich ehemalige Schüler Plamanns, hätten die Söhne wohlhabender Eltern nicht verschmäht, auf der damaligen Köpenicker Flur vom Feldhüter ein paar Kohlrabi zu erbetteln und sie gierig zu verschlingen. Niemals, so versicherte der alte Bismarck, habe er sich bei Plamanns satt gegessen.

Das Institut des immer griesgrämiger werdenden Plamann war in seiner Mischung von Strenge, Glauben und Knickerei ein christlich-germanisches Pädagogikunternehmen – eine zivile Kadettenanstalt, verwaltet nach Prinzipien ähnlich denen der alten Kompaniewirtschaft; die Verlust- und Gewinnrechnung wurde auf Kosten der ärmlich bezahlten Lehrer und der schlecht ernährten Schüler ausbalanciert. Der humane Geist eines Pestalozzi und der deutsch-patriotische Elan waren weitgehend einer altpreußischen Devise gewichen: Gelobt sei, was da hart macht! Diese sicherlich so nicht formulierte, aber energisch praktizierte Haltung schreckte die adligen Gutsbesitzer jedoch nicht ab. In dem Institut fanden sich deshalb junge Herren ein wie die von Puttkamer, von Bredow und andere. Manche dieser

Mitschüler kreuzten später die Wege Otto von Bismarcks und leisteten ihm bisweilen kleine Dienste.

An dem lebenslangen, aufrichtigen Groll Bismarcks gegen Plamanns Anstalt kann nicht gezweifelt werden. Zu dem Freund Robert von Keudell meinte er im Juni 1864: »Meine Kindheit hat man mir in der Plamannschen Anstalt verdorben, die mir wie ein Zuchthaus vorkam.« Bis zum sechsten Jahr wäre er in Kniephof fast immer in freier Luft oder in den Ställen gewesen. Nach dieser Ungebundenheit auf dem väterlichen Hof erschütterte die Berliner Pension das kindliche Gemüt: »Wenn ich aus dem Fenster ein Gespann Ochsen die Ackerfurche ziehen sah, mußte ich immer weinen vor Sehnsucht nach Kniephof«, so berichtete Bismarck weiter. »In der ganzen Anstalt herrschte rücksichtslose Strenge. ... Mit der Turnerei und Jahnschen Reminiszenzen trieb man ein gespreiztes Wesen, das mich anwiderte. Kurz, meine Erinnerungen an diese Zeit sind sehr unerfreulich. Erst später, als ich aufs Gymnasium und in eine Privatpension kam, fand ich meine Lage erträglich.«

Bismarck spitzte in seinen Lebenserinnerungen all seine Kindheitserfahrungen politisch zu, aber resümierte menschlich zurückhaltend. Die deutschnationalen Eindrücke, die er von Plamann mitbrachte, seien »im Stadium theoretischer Betrachtungen« geblieben und »nicht stark genug« gewesen, um »angeborene preußisch-monarchische Gefühle« auszutilgen. Hinzu kam, dass der Wert des bei Plamann vermittelten Wissens und Könnens im Hinblick auf die Vorbereitung für das Gymnasium gerade von Lehrern angezweifelt wurde. Wie dem auch sei, alle bildungsmäßigen Vorzüge im Unterricht wurden von der Aversion, die die Erziehungsmethode dem jungen Bismarck einflößte, so überschattet, dass sich im Verlauf seines Lebens nur die Schatten verlängerten.

Alle Bemühungen apologetischer Schriftsteller, das Plamannsche Institut nachträglich zu glorifizieren, als hätte sich dort die soldatische Natur Bismarcks entfaltet, treffen nicht dessen Empfindungsart, die sich stets militärischer Disziplinierung entzog. Da tönte es wenige Jahre später in einem Studentenbrief forsch und frei daher, er hätte »dem zuletzt ziemlich kategorischen Drängen« seiner Eltern, »Soldat zu werden, mit siegreicher Festigkeit widerstanden«. Die Legende von seiner frühmilitärischen Größe missbilligte Bismarck selbst; er wollte – wie Erich Marcks im Gespräch von ihm erfuhr – seine Schuljahre »nicht heroisiert« sehen. Nach dem

Worturteil im Zeugnis über seinen Schulbesuch im Winter 1825/26 waren seine Leistungen, außer im Lernen der Geschichtszahlen, als gut anzusehen, aber er neige im Arbeiten, Denken und selbst im Turnen zur Übereilung. Sein »natürlicher Frohsinn« sollte ihn darüber wachen lassen, dass »jedes seine rechte Stelle habe, der Ernst bei der Arbeit, und die Fröhlichkeit im geselligen Leben«. Aus dem Jahre 1826 stammt ein vom Berliner Maler Franz Krüger angefertigtes Porträt Otto von Bismarcks. Wie es einem Plamanschüler geziemte, zeigte er sich im altdeutsch geschneiderten Schnürrock und Schillerkragen. Ein kecker Junge schaut da in die Welt, man glaubt ihm, dass er sich zu wehren weiß; seine Augen sind wach und klug, sein kritischer Blick ist auffallend und vom Maler als wesensbestimmendes Merkmal erfasst.

Man schickte damals angehende Offiziere erst mit fünfzehn Jahren aus dem Haus und möglichst in von Verwandten oder Bekannten befehligte Regimenter. Bismarck jedoch musste schon mit sechs Jahren in eine fremde Schule gehen. Möglicherweise begründete nicht zuletzt die allzu frühe und jahrelange Disziplinierung ohne häusliche Wärme das gestörte Verhältnis Bismarcks zu seiner Mutter, zumal diese nervöse, immer kur- und gesellschaftsbedürftige Dame ihren Jungen auch in den Ferien gern zu Onkel Fritz nach Templin bei Potsdam schickte, dorthin, wo heute das Forsthaus steht.



Der elfjährige Otto von Bismarck. Das Gemälde von Franz Krüger entstand, nachdem dieser 1825 preußischer Hofmaler geworden war.

© Archiv des Autors

Ottos Bruder Bernhard gegenüber brachte es die Mutter im Frühjahr 1825 sogar fertig, Strafen anzudrohen, die ihren persönlichen erzieherischen Einfluss noch mehr einschränkten. So schrieb sie: »Ich muß es dir vorher sagen, daß, wenn dein Zeugnis zu Michaelis nicht vorzüglich gut ausfällt, du für den kommenden Winter nicht bei uns wohnen und auch nur selten und nie ohne H. Plamanns Erlaubnis uns wirst besuchen dürfen.« Die sonst so Reisefreudige bemühte sich nicht um eine persönliche Aussprache mit dem Sohn, sondern verlangte von ihm, er solle auf ihren Anklagebrief »Punkt für Punkt« antworten. Fünf Jahre später legte sie in einem Ermahnungsbrief ihr geistiges Credo ab: »Wer nicht mit dem Geiste lebt, wie soll der den Geist vervollkommen? Was Andere uns zu geben vermögen in dieser Art ist gering, nur unser eigenes Streben gewinnt uns diese Güter, sonst bleiben sie uns ewig tod.« Jede »geistige Anstrengung« zu scheuen, warf sie Bernhard vor, berief sich auf ihr »Recht auf seine herzliche Zuneigung« und schrieb über ihren ebenso sehnsuchtsvollen wie resignierenden Ehrgeiz: »... ich dachte es mir als das größte Glück für mich, daß ich erreichen könnte, einen erwachsenen Sohn zu haben, der unter meinen Augen gebildet mit mir übereinstimmen würde, aber als Mann berufen wäre viel weiter in das Reich des Geistes einzudringen, wie es mir als Frau vergönnt ist. Ich freute mich auf den Austausch der Ideen, die wechselseitige Anregung, die ein geistiges Streben giebt, und das befriedigende Gefühl, solche Genüße im Umgang mit meinem Sohn zu finden, der meinem Herzen schon durch das Band der Natur am nächsten war und womöglich mehr noch durch die Verwandtschaft des Geistes sich mir nähern sollte. Die Zeit, die diese Erwartungen erfüllen sollte ist da, aber sie selbst sind verschwunden, und leider muß ich mir sagen, für immer.«

Alle diese vorwurfsvollen, bitteren und letztlich erfolglosen Beschwörungen offenbarten das Unvermögen der Mutter, den Geist mit dem tätigen Leben zu verbinden und die andere Wesensart der Söhne zu erkennen. Mit den Erwartungen der bildungsbeflissenen Tochter eines ebenso höfisch wie intellektuell gewandten Vaters wollte sie Kinder haben, die sich in gehobenen Sphären der Gesellschaft um ihren Platz bemühten.

Doch selbst Otto, begabter und sensibler als Bernhard, war von Natur aus schon so früh geprägt, dass es ihm unmöglich war, sich vom Lebensnahen und Erdverbundenen zu entfernen und im Schöngeistigen zu verlieren. Das Wesen ihrer Kinder missverstehend und Maßstäbe anlegend, die ihrer Art nicht entsprachen, wirkte die Mutter – aus der Ferne – mit lehrhafter Penetranz. Das ständige Mahnen ließ Herzenswärme trotz aller Beteuerungen mütterlicher Liebe vermissen. Das war es, worunter der junge Otto litt und wogegen er sich jugenhaft wehrte.

Um ein abgeklärtes Urteil bemüht, schrieb er später, im Februar 1847, an seine Braut Johanna über das Verhältnis zu seiner Mutter: »Sie wollte, daß ich viel lernen und werden sollte, und es schien mir oft, daß sie hart und kalt gegen mich sei: als kleines Kind haßte ich sie, später hinterging ich sie mit Falschheit und Erfolg.« Und wenn er versöhnlich gegenüber der Mutter konzedierte, »die mittelmäßigste Mutterliebe mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht« sei »doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe«, so schrieb er auch zerknirscht an Johanna weiter: »Ich habe mich vielleicht nirgends schwerer versündigt als gegen meine Eltern, gegen meine Mutter aber über alles.« Wenn Bismarck seiner Mutter noch nachträglich das absprach, was der Berliner »Gemüt« nennt, dann stimmte dies mit dem Urteil einer Verwandten und Spielgefährtin seiner Jugend überein.

Zum Vater hatte der Sohn Otto noch am ehesten eine emotionale Bindung, denn Ferdinand von Bismarck war gutmütig, ließ den Jungen, wie dieser selbst schrieb, »nachsichtig gewähren« und kümmerte sich herzlich wenig um dessen geistige und seelische Entwicklung. Mit simplen, im eigenen Leben gewonnenen Erfahrungen wusste er zwar aufzuwarten, etwa, dass man sich das Geld nicht abborgen lassen solle, das mache nur Feinde. Aber außer der pragmatischen Forderung an die Söhne, sie möchten am Ende in einem rechten Beruf Fuß fassen – Otto zum Beispiel sollte vor der Übernahme der Güter das Assessorenexamen machen oder sonst die militärische Laufbahn einschlagen –, ließ Ferdinand von Bismarck die Söhne unbehelligt und die Erziehungsmethoden von seiner geistig regen Frau bestimmen.

Doch auch das Verhältnis Otto von Bismarcks zu seinem Vater war nicht unbelastet – es litt am Widerspruch zwischen emotionaler Bindung einerseits sowie Schamgefühl und verletztem Stolz andererseits, wenn der Vater sich wieder einmal zu ungeschliffen benahm. So heißt es in dem erst

1968 ungekürzt veröffentlichten Brief vom 23. Februar 1847 an die Braut: »Meinen Vater liebte ich wirklich, wenn ich nicht bei ihm war, fühlte ich Reue über mein Benehmen gegen ihn, faßte ich Vorsätze, die wenig standhielten; denn wie oft habe ich seine wirklich maßlose, uninteressierte, gutmütige Zärtlichkeit für mich mit Kälte und Verdrossenheit gelohnt, und noch öfter aus Abneigung, die mir anständig erscheinende Form zu verletzen, ihn äußerlich geliebt, wenn mein Inneres hart und lieblos war über anscheinende Schwächen, deren Beurteilung mir nicht zustand und die mich doch eigentlich nur ärgerten, wenn sie mit Formverletzung verbunden waren. Und doch kann ich die Behauptung nicht zurücknehmen, daß ich ihm gut war im Grunde meiner Seele.« Das wirft in der Tat ein bezeichnendes Schlaglicht auf den Vater wie auf den Sohn. Otto von Bismarcks Formgefühl, das früh entwickelt war, reagierte äußerst sensibel auf des Vaters oft ungehobelte Art.

Das Urteil des Sohnes über seinen Vater wurde in schlichter Erzählung, ohne reflektierende Betrachtung von der Cousine Hedwig von Bismarck bestätigt, die in ihren Erinnerungen dem »Onkel Ferdinand« ein gutes Gedächtnis bewahrte: Er »hatte für uns immer ein freundliches Wort oder einen heiteren Scherz, besonders wenn Otto und ich auf seinen Knien ritten«. Sie erinnerte sich aber auch mit »gelindem Schauer« seiner unverblühten Äußerung, als er 1816 die pommerschen Güter Kniephof, Jarchlin und Külz nach dem Tode eines entfernten Verwandten erwarb; da meinte er, dass »ein kalter Onkel mit einer Gütersauce ein ganz annehmbares Gericht sei«. »Dergleichen drastische Äußerungen«, so fährt sie fort, »waren ihm überhaupt eigen, und er wurde oft damit geneckt, daß er in das Fremdenbuch eines Gasthofs unter die Rubrik ›Charakter‹ geschrieben hatte: ›niederträchtig‹«.

Bei dem intellektuell und charakterlich ungleichen Elternpaar ermangelte dem heranwachsenden Jungen Wesentliches: die mütterliche Wärme, die erst den tieferen Zugang zu Herz und Verstand des Kindes erschließt, und der väterlich-besonnene Ernst, der Rat und Achtung vermitteln kann.

Die wenigen schriftlichen Bemerkungen, die sich Ferdinand von Bismarck mitunter abrang, halten mit dem flüssigen Stil seiner Frau keinen Vergleich aus. In unfreiwilliger Komik schreibt er etwa: »Heute ist Ottos Geburtstag. Die Nacht ist uns ein schöner Bock krepirt. Welch niederträchtiges Wetter.« Otto von Bismarck urteilte daher später in seinem Werbebrief um

Johanna von Puttkamer über sein Elternhaus mit gemessenem Abstand: »Ich bin meinem elterlichen Hause in frühster Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb.«

Von einer Bismarck-Biographie in die andere schleppte sich die vereinfachte, zu falschen Schlussfolgerungen führende Vorstellung, dass sich bei der Potsdamer Trauung der Eltern eine bürgerliche Demoiselle mit einem Mann aus märkischem Uradel verband; tatsächlich waren die Menckens so wenig bürgerlich selbstbewusst, dass sie nicht nur, wie manche Bürgerliche, ihr Kapital in Grundbesitz anlegen, vielmehr auch sozial in das Milieu des mit dem Absolutismus verbundenen Landadels eindringen wollten; andererseits trachteten die adligen Bismarcks mit Hilfe der nicht-adligen Menckens danach, von der Aureole preußischen Königtums beschienen zu werden. Immerhin stand Louisens Mutter, die bis 1818 lebte, dem preußischen König so nahe, dass sie 1812 die Krongüter Königs Wusterhausen und Hohenlehme gepachtet und deren Verkauf an ihren Sohn und dessen Ernennung zum dortigen Oberamtmann bewirkt haben soll. Ferdinand von Bismarck ging mit Louise Wilhelmine Mencken keine Mesalliance ein, nicht einmal eine bloße Alliance, sondern eine soziale Symbiose: Der Gutsherr, der in Schönhausen nur Leutnant a. D. war, gewann mit dieser Heirat an sozialem Ansehen.

Die Ehe war zwar nicht sozial, aber sicher menschlich eine Mesalliance. Alle Indizien sprechen dafür, dass die Potsdamerin im Alter von siebzehn Jahren von ihrer höfisch liierten Familie gedrängt worden war, den fünfunddreißigjährigen Landjunker zu heiraten. Auch wenn Ferdinand alles andere als ein Tyrann war und seiner Frau in vieler Hinsicht freie Hand ließ, waren sein sozialer Umkreis und geistiger Horizont viel zu eng, als dass sie sich menschlich und geistig in dieser Ehe hätte entfalten können. Wilhelmine von Bismarcks Versuche, in der ihr nicht vertrauten Landwirtschaft verbessernd und erneuernd einzugreifen, scheiterten zudem kläglich an der Diskrepanz zwischen ihrem bildungsbeflissenen Wollen und ihrem tatsächlichen Können. Daher verirrte sich ihre intellektuelle Aufnahmebereitschaft schließlich in manche jener mystischen Vorstellungen, die der Restaurationszeit eigen waren. Je deutlicher sie mit

den Jahren erkennen musste, dass ihr Bildungsideal von den Söhnen unerfüllt, ihr gesellschaftlicher Ehrgeiz unbefriedigt bleiben musste, desto bitterer wurde sie, desto mehr litt sie auch körperlich. In einem Brief an den Sohn Bernhard heißt es einmal, sie müsse ihre Gesundheit, die »ohnehin genug durch den Kummer mancherlei Art« leide, vor schmerzlichen Szenen bewahren; das sagt wenig und doch genug über die Tragik ihres Lebens.



Ein gegensätzliches Paar: Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck (1771–1845) und Louise Wilhelmine, geb. Mencken (1789–1839), die Eltern Otto von Bismarcks.

© Archiv des Autors (rechts) / © Süddeutsche Zeitung Photo, München (links)

Otto von Bismarcks Kindheit war sicherlich nicht unglücklich, obgleich er im Beziehungsgeflecht von Familie, Schule und Gesellschaft mancherlei Spannungen ausgesetzt war. Im gesellschaftlichen Leben jedenfalls war er so vorgeformt, dass das Bürgertum ihn nicht von seinen inneren Bindungen an die langen Traditionen des Junkerlebens und des Preußentums abbringen konnte. Eine jahrhundertealte Ahnenreihe, selbst wenn er sie im einzelnen nicht kannte, beeindruckte ihn, und was die Lebenden betraf, so gab es unter den Verwandten und Bekannten durchaus einige das kindliche Gemüt ansprechende Junker und Offiziere, vor allem den immer hilfsbereiten, erzählfreudigen Onkel Fritz, dessen Bildung nicht lebensfremd wie die der Mutter war, vielmehr aus dem reichen Erfahrungsschatz einer militärischen

und politischen Karriere schöpfen konnte. Von des Onkels Wohnsitz aus, am Ufer des Templiner Sees gelegen, konnte der Junge die Nikolai-Kirche und die Dächer des Stadtschlusses von Potsdam sehen; es war, als ob sich auf diesem kleinen Erdenflecken die wesentlichen Herrschgewalten der preußischen Monarchie dem Auge darboten: königliche Nebenresidenz und junkerliches Land.

Nach den harten sechs Jahren bei Plamann kam für Otto von Bismarck auf den beiden Gymnasien in Berlin eine Schulzeit von lockerer Gangart. Von 1827 bis 1830 besuchte er das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in der Friedrichstraße, von 1830 bis 1832 das des Grauen Klosters in der Klosterstraße. Mühe haben diese beiden hohen Schulen ihm nicht gemacht, aber er hat sich auch nicht sonderliche Mühe gegeben. In jener Zeit war er im schönsten Flegelalter, in dem Reiten Spaß machte, zumal es entgegen dem stadtbürgerlichen Plamannschen Geräteturnen als ein freier, adelsgemäßer Sport empfunden wurde. Schließlich hatten gelegentliche Reitunfälle auch ihre schönen Seiten: Hinken nach einem Sturz vom Pferd galt als mannhaft und gab oft genug Vorwand für das Fernbleiben vom Schulunterricht. Darum hieß es im Entlassungszeugnis für den noch nicht siebzehn Jahre alten unter der Rubrik Fleiß: »War zuweilen unterbrochen, auch fehlte seinem Schulbesuch unausgesetzte Regelmäßigkeit.«

Die mathematischen Kenntnisse des Schülers wurden nur als befriedigend beurteilt, merkwürdigerweise auch die in Geschichte und Geographie; hier war das Pauken der Geschichtsdaten offensichtlich die schwache Seite. Das Griechische schob er auch gerne von sich und bezeichnete es später als unnötig. Anders verhielt er sich gegenüber dem Latein, der europäischen Schlüsselsprache. Damals wurden die Schüler in antiker Geschichte lateinisch gefragt und mussten lateinisch antworten. Der junge Bismarck konnte dies geläufig in Wort und Schrift; in seine späteren Reden und Gespräche flocht er gerne lateinische Sentenzen und Wendungen ein. Was die neueren Sprachen betraf, so wurde ihm bezeugt, dass er »die französische und englische Sprache mit besonderem Erfolg« betrieben habe. Damit war die Grundlage dafür geschaffen, dass er als Erwachsener Französisch und Englisch völlig beherrschte; Russisch sprach er ausreichend, Italienisch und Polnisch leidlich und etwas Spanisch, Holländisch und Dänisch. Im Deutschen, so hieß es im Zeugnis, besaß er »eine sehr erfreuliche Gewandtheit«. Sie bildete er weiter aus, lesend,

schreibend und durch empfindungsstarkes Beobachten im täglichen Leben, nicht zuletzt indem er sich das ländliche Vokabular in seiner drastischen Anschaulichkeit aneignete; so wurde er zu einem glänzenden Stilisten. Es spricht für das hohe Niveau der Ausbildung und der Schüler in diesen Berliner Gymnasien, dass der angehende Studiosus Otto von Bismarck, den die Lehrer als einen »fähigen und wohl vorbereiteten Jüngling« ansahen, im Zensurendurchschnitt beim Abitur nur der fünfzehnte unter achtzehn Schülern war.

Nach dem Leben im kasernenmäßigen Internat der Plamannschen Anstalt bot das private Wohnen während der Gymnasialzeit vom Herbst 1827 bis zum Frühjahr 1832 dem jungen Otto von Bismarck neue Voraussetzungen für jene menschlich-geistige Entwicklung, die ihm keine Schule vermitteln konnte. Zunächst lebte Otto in der Berliner Stadtwohnung, die seine Eltern für sich und die Kinder in der Behrenstraße 53 unterhielten. Den Winter verbrachten sie dort alle zusammen; im Sommer, da sich die Eltern in Kniephof aufhalten wollten, wirtschafteten die Herren Söhne insofern allein, als sie nur von einer Haushälterin gepflegt und versorgt und jeweils von einem Hauslehrer recht und schlecht überwacht wurden.

Der alternde Friedrich von Bismarck, der pensionierte Generalleutnant und Templiner »Onkel Fritz«, wohnte während des Winters und im Frühjahr gleichfalls in der Behrenstraße 53, wurde dort im Kreise von Bruder, Schwägerin und Neffen versorgt und konnte diesen wiederum in seiner Eigenschaft als militärisch wie politisch verdienter General eine honorige Stellung in der offiziös-hauptstädtischen Gesellschaft verschaffen. Onkel Fritz leistete noch andere Dienste in der hauptstädtischen Wohngemeinschaft. Da gab es manche Zusammenstöße zwischen der nervös unausgeglichenen Mutter und ihren mehr selbstbewussten als menschlich reifen Söhnen. Vater Ferdinand konnte da kaum etwas ausrichten, vielmehr musste sein Bruder Friedrich zwischen Mutter und Söhnen vermittelnd eingreifen. Im Dezember 1829, knapp vier Monate vor seinem Ableben, schrieb er an seine Neffen: Sie müssten ihren Platz für sich haben, nicht zu nahe der zarten, von Schlaflosigkeit geplagten Mutter, »zwei Nachbarn wie meine werten Neffen, mit Trompetenlungen und Posaunenstimmen, die nur sehr laut mit dem Vater sprechen können, die im Ulanenschritt gehen, von Ulanen usw. des Morgens besucht werden, die schon früh umherpoltern müssen ...«

Natürlich ging es hier nicht allein um das jugendliche Ungestüm, das die Ruhe der Mutter störte; es konnte gar nicht anders sein, als dass zwischen ihr und ihren Söhnen die alten Gegensätze in Lebensart und Geisteshaltung immer wieder aufbrachen. Friedrich von Bismarck starb in der Berliner Stadtwohnung seines Bruders am 2. April 1830, einen Tag nach dem Geburtstag des fünfzehn Jahre alt gewordenen Otto. Wenige Wochen danach zogen die Eltern nicht nur, wie alljährlich im Frühsommer, nach Kniephof, sondern gaben ganz und gar das Berliner Domizil auf. Sohn Bernhard studierte in Leipzig, Otto wurde als Pensionär bei Professor Prévost untergebracht und ein Jahr darauf im Hause von Dr. Bonnell, dem Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums.

Im Familienkreis der Berliner Stadtwohnung war »Onkel Fritz« moralisch-geistig die beherrschende Figur. Die Behrenstraße 53 besuchten die Prinzen Karl und Albrecht, ebenso der Erbgroßherzog Paul Friedrich zu Mecklenburg-Schwerin, auch Offiziere und »alte Herrn mit Ordenssternen«, natürlich auch Landjunker, die dann und wann in die Residenz kamen. Die Bismarcks wiederum waren zu Gast bei Soireen in Häusern hochgestellter Herrschaften, so auch beim erkonservativen Innen- und Polizeiminister Schuckmann. Doch von den Hofgesellschaften schien die ehrgeizige Frau Wilhelmine ausgeschlossen; es fehlte ihr, mit spitzer Frauenzunge über sie gesagt, zweierlei: das »von – vor dem Namen und das ... noch wichtiger erklärte argent in der poche«. Otto von Bismarck hat nie berichtet, was ihm in der Familie von den Soireen und Besuchen zu Ohren kam. Bemerkenswertes scheint sich nicht im Gedächtnis festgesetzt zu haben, aber es müsste seltsam zugegangen sein, wenn der hellwache Junge nicht gesprächsweise einiges vom Gerede über den Hof, die Verwaltung, das Heer, über Avancement oder Zurücksetzung mitbekommen, nicht kritische Worte über Gesellschafts- und Staatszustände, auch hochgestellte Personen gehört hätte. Die Landjunker, die die Bismarcks in der Berliner Stadtwohnung aufsuchten, waren keineswegs immer hochgestimmt, sondern murrten und knurrten herum, auch wenn es ihnen durchaus nicht so schlecht ging, wie sie vorgaben. In der Tat war das Umgehen mit den Bauern problematischer geworden; die betriebs- und marktwirtschaftlichen Fragen komplizierten sich zusehends. Mit Geld gingen die Adligen seit Jahrhunderten um, aber jetzt erhielt es eine bedrohliche, fast das ganze Leben beherrschende Gewalt. Die Bürger drangen in alle Poren der Gesellschaft ein, erschlichen sich auch